

Wochenmarkt in Sofia.

Von Dr. Alex. Lipschitz.

Es ist eine ganze Menge zu sehen am Freitag auf dem Wochenmarkt in Sofia. Allerdings, es gilt auch hier, die Augen stets offen halten, um nicht — wie das so häufig geschieht — an Dingen vorüberzugehen, die scheinbar „unscheinbar“ sind.

Es geht jetzt zwar stiller her auf dem Markt am Freitag als sonst. Aber für meine Kenner gab es da doch eine ganze Menge. Aus all den Dörfern ringsum kommt das Landvolk zusammen, um diverse Erzeugnisse dem berechnlichen jüdischen Käufer zu bieten. Und man kommt mit dem ganzen Bewußtsein seiner ländlichen Eigenart: in der Lokaltracht. Die „Tracht“ hat sich beim Landvolk in Bulgarien erfreulicherweise noch gut erhalten. Jede Gegend hat ihre eigene Tracht, die so charakteristisch ist, daß man sie nur ein paar Mal gesehen zu haben braucht, um dann schon sichere Diagnosen zu stellen über die Herkunft der Leute, die sie tragen. Eine gute Sammlung der Trachten in den einzelnen Gegenden des Landes findet man im Ethnographischen Museum in Sofia. Auf dem Wochenmarkt in Sofia sind nun nicht alle Teile des Landes vertreten. Hier überwiegt das heidnische Kleid aus dem Bezirke von Sofia: das dicke schwarze Kleid, das Nieder und Rod zugleich ist und aus dem die blendend weißen Hemdsärmel von den Schultern an frei herausragen. Aber bunter und goldener Schmuck am Kleide bestreift die Stimmung aus. Und dann die roten Blumen im Haare, die die rotbäckige Jugend des Dorfes zieren. In vielen Köpfen ist das Haar kunstvoll geflochten: dreißig dünne Zöpfe pro Kopf sind es sicher im Durchschnitt, vielleicht gar mehr. Große golden-glänzende Ringe schmücken das Haar.

Nächst der Sofioterin ist auf dem Wochenmarkt die Frau von Kistenbül vertreten. Ein Kleid aus buntem Gewebe, in dem Rot überwiegt. Die Kermel des Kleides reichen etwa bis zu den Ellbogen herunter und eng wird der Oberarm vom Kermel umschlossen. Es ist außerordentliches Geschmack in dem Kleide von Kistenbül, die bunte Fröhllichkeit der Farben gedämpft durch ihren schattigen Ton. Viel anders ist das Kleid der Mazedonierin. So eine richtige Bäuerin von Mazedonien kommt nun natürlich heute nicht auf den Wochenmarkt nach Sofia. Aber wer wird nicht Gebrauch machen von dem Privileg, eine Mazedonierin zu sein! Und die Mazedonierin, die in Sofia ansässig ist, kommt in Rationaltracht auf den Wochenmarkt, um ihre Einkäufe zu machen. Die Mazedonierin ist höher und kräftiger von Gestalt, als die Bulgarin sonst. Und das Rot der Waden ist stärker ausgeprochen. Auch im Kleide ist viel purpurnes Rot, das frisch vom Weiz sich abhebt. Wie große rote Flecken auf Weiß. Ein leichter weißer Leberwurf, der tief in den Rücken hinabreicht, auf dem Kopf.

Auch die Männer sind in der Tracht. Blendend weiß ist das Kleid des Sofioter Bauern. Dunkelbraun, wenn es mehr nach dem Osten geht.

Aber man macht den weiten Weg vom Dorf nach Sofia doch nicht zu dem Zweck, um sein Kleid oder den kunstvoll geflochtenen Kopf zu zeigen. Man will verkaufen. Man bringt weichen Käse, rote Paprika, gelbgrünen Kürbis, grüne Gurken und grauweißen Knoblauch auf den Markt. Man hält die Waren auf einem roh gezimmerten Holzstand fest. Doch mancher trägt seinen ganzen Warenvorrat an eigenen Leib: Da ist ein Mann, von Enten umhangen. An den Beinen hat er sie ringsherum an seinem Kleide aufgehängt. Ein unheimlicher Spektakel ist der Protest der lungenkräftigen Entenbögel. Und auch die Hinkel stehen ihnen darin durchaus nicht nach.

Aber der größte Teil der Leute, die verlaufen, hockt auf dem Boden. Man hat sein ganzes Warenlager auf einem Tuche ausgebreitet. Man muß sich sehr bücken, wenn man feilscht. Aber es ist schon der Mühe wert. Da hat eine alte Bäuerin einen ganzen Kräuterladen ausgebreitet: Heilkräuter. Sie hat sie gesammelt, sie ist sachkundig darin. Und weiß dem fragenden Städter, der der Natur und der Sitte entfremdet ist, genau zu sagen, gegen welche Gebrechen, die — ach — so zahlreich sind, das eine oder das andere der Kräuter helfen soll. Das sticht das Blut und das hier wirkt gegen Erkältung. Es werden hier sicher viele Kräuter sein, die auch die wissenschaftliche Heilkunde kennt. Oder richtiger: die auch in die wissenschaftliche Heilkunde in aller Herren Länder Eingang gefunden haben, nachdem sie Bestand der Volksmedizin gewesen. Aber prächtig ist die kleine Apotheke, der ein junges Mädel vorsteht. Heilkräftige Samen hält sie feil. Da stehen die etwa vierzig oder fünfzig winzigen Leinwandfädelchen mit allerlei Samen, wie die großen Säde mit Reis, mit Weiz mit Erbsen im Kolonialwarenladen. Wahrhaftig, ein Wunderspiel! Lieber eine Dose verfährt die kleine Apothekerin nicht. Aber auch so was wie ein alter kleiner Pfeifenkopf tut schon seinen guten

Dienst als Maß. Und doch, es ist kein kindlich Spiel: ich habe auch einen kräftigen alten Bauer als „Apotheker“ fungieren sehen.

Noch ein anderer Artikel ist da, der die Aufmerksamkeit auf sich lenkt. Ein grünes Pulver, das nach Geruch wie man ihn in manchen Gegenden von Deutschland kennt. Es ist der „Sminudsch“, den man aus Brot streut, damit dieses besser schmeckt. Die Zahl der Gewürze, die in Bulgarien und ebenso im übrigen Orient gebraucht werden, ist viel größer als bei uns. Man weiß sich hier die verschiedenartigsten Mischungen von Gewürzen herzustellen, die man einfach mit Brot isst. Wohl die komplizierteste Gewürzmischung ist das sogenannte „Tunte Salz“, das aus Kochsalz und drei bis vier verschiedenen pflanzlichen Pulvern bereitet wird. Und die Sache muß mit Liebe und Sorgfalt bereitet werden, wenn sie munden soll. Unsere Frau, die den grünen Sminudsch verkauft, hält auch gepulverten gerösteten Weiz feil. Und für ihren eigenen Bedarf hat sie Kochsalz, mit Paprika gemischt, mitgenommen. In einem ganz eigentümlichen Gefäß, das sich erweist als eine trodne Kürbischale mit einem Loch. Der fleischige Teil der Frucht wird herausgeschält — und das Gefäß ist fertig. Für etwa fünfzig Heller habe ich der erstaunten Frau gleich ihren Kürbis abgelaufen. Diese Kürbisgefäße sind übrigens in Bulgarien sehr verbreitet, und in der Bauernstube, die im Ethnographischen Museum in Sofia aufgestellt ist, sieht man eine große Anzahl von verschiedenen Gefäßen, die Kürbischalen sind.

Es ist ein heißer Tag, und eine Erfrischung tut not. Dafür ist gefolgt. Albanier mit rotem Fes oder mit ihrer eigentümlichen weißen Kopfbedeckung aus dickem Filz, die wie eine Halbkugel auf dem Kopfe sitzt, stehen herum und spenden das Raiz. Die Vosa, ein prächtiges Zeug, von dem ich so manchen Bier durch die trodne Kelle habe rinnen lassen. Die Vosa ist ein bräunliches, trübes und saures Getränk und wird aus gegorener Hirse bereitet. Sie schmeckt vorzüglich und ist in Bulgarien ganz außerordentlich verbreitet. Die Vosa, deren Heimat Albanien ist, spielt hier in Bulgarien die Rolle des Bieres. Aber nicht die verhängnisvolle Rolle des Bieres: Denn die Vosa enthält, wie der hervorragende Kenner der bulgarischen Nahrungs- und Genussmittel, Dr. J. L. Tarasoff gezeigt hat, vier bis fünf mal so wenig Alkohol als das Bier — und ist dabei ein vollkommener Ersatz des letzteren. Ein großes Glas Vosa kostet etwa zehn Heller, ein kleines fünf Heller. In Friedenszeiten war die Vosa aber viel billiger. Im Kampfe gegen den Alkohol wird man in Westeuropa von der Vosa gut Gebrauch machen können.

Kleines Feuilleton.

Koheue im Lessingtheater.

Es ist kein Druckfehler. Koheue ist wirklich wieder erstanden und noch dazu im Lessingtheater. Unsere Bühnen werden immer mehr Anstalten für Kultur- und Theaterbesuche. Und bei diesen Aufschwüngen ist man auch wieder auf Koheue gestossen.

Er ist zu Lebzeiten (1781—1819) einer der fruchtbarsten deutschen Theaterdichter gewesen, man hat ihn zum deutschen Molière, Goldoni und ich glaube auch: Aristophanes ernannt. Im Ausland war er — bis seine ihn ablöste — der populärste deutsche Schriftsteller und 50 Jahre hat er unsere dem Unterhaltungsbedürfnis dienenden Bühnen beherrscht. Goethe, der ihn in seinem wahren Werte erkannte (als talentvoller Roder), konnte ihn als Theaterleiter doch nicht missen. Ja, Koheue scheint unsterblich: solange die Menschen sich in Schillers moralischer Anstalt oberflächlich amüsieren und sich kugeln lassen wollen, wird seine Art nicht aussterben.

Trotz verschiedener Rettungsversuche ist der Koheue erloschen, er ist nicht bloß von Sand ermorbet, sondern auch in jeder ernsthaften Literaturgeschichte totgeschlagen worden. Aber es kann seinen Reiz haben, ihn einmal wieder lebendig zu sehen und mit den vielen kleineren Koheues zu vergleichen, die statt seiner heute die Kunst zu gefallen mit Erfolg probieren. Es scheint bei solcher Nachprüfung, daß im ganzen das Publikum Koheues mindestens so hoch, wenn auch natürlich andere Ansprüche wie das heutige stellt. Offen gestanden: „Die beiden Klingenberg“, dies einst viel gepriesene Stück, scheint mir unterhaltbarer und mindestens so gut gemacht wie der Durchschnitt seiner heutigen Nachfolger. Es ist nicht besser und nichtiger wie diese, es bietet dem Schauspieler vorzügliche Gelegenheiten, dem Zuschauer Anlässe genug über seine Späße und Einfälle zu laden. Es ist pikant, wie man es immer noch liebt, und außerdem — was heute für „deraltetes Spiel“ gilt — im Endziel voll gemachter Jugend. Vater und Sohn, beide erpichte Mädchenjäger, Abbilder einer frivolen Aristokratie von damals, werden mit den üblichen Mitteln der alten Komödie bei ihren Abenteuern kontrastiert und die Möglichkeiten der Umkehrung ziemlich erschöpft. Es ist nicht ohne Interesse, zu sehen, welche Späße, Verwicklungen, Intrigen, und andererseits, welche Moralphänterchen

Koheue aufbietet. Das Repertoire ist lange in der Hausmannsstoff unseres Theaters das gleiche geblieben.

Die Aufführung, die Barnowsky ganz im Stille der Bühne von ehemals eingerichtet hatte, gemährt, von dem historischen Interesse abgesehen, allerlei parodistische Vergnüglichkeiten und daneben natürlich die Lust an den starken schauspielerischen Mitteln, die aufgeboten waren. Cassermann spielte den alten Klingenberg. Der alte Paale stattete die Rolle mit präziöser Feinmalerei aus, aber Cassermann sagte sie auf modern schauspielerische Art und war ergötzt in höchstem Maße. Kurt Boeh gab den jungen Leichtsinn flüchtig und mit leiser Ironie. Viele Register konnte Jla Grünig ziehen, die sowohl die jugendgewandte Zimmervermieterin im edelsten Wiener Dialekt, wie die überlegene Gräfin in grandioser Feinheit durchführte. Grottesk tugendboldig war Theodor Loos als Leutnant, ammutig Lina Loffen und Dagry Serbats.

Der Kampf gegen die Pilzgefahr.

Da unter den gegenwärtigen Umständen unserer Kriegsernährung mit gutem Recht immer wieder auf die Bedeutung der Pilze hingewiesen wird, die z. B. in ziemlich weitgehendem Maße als Ersatz für Fleisch zu dienen vermögen, muß auch der Mangel beachtet werden, an dem das Pilzregiment nach wie vor krankt. Gerade hinsichtlich der Pilze sind die botanischen Kenntnisse weiterer Volkstrennung nicht allzu stark, und so geschieht es, daß entweder giftige Pilze mitgeerntet oder aber wertvolle Pilze nicht geerntet werden, aus Angst, daß sie Gifte enthalten können. Darum schlägt der Vaterländische Frauenverein in Goslar ein wirksames Aufklärungsmittel auf diesem Gebiete vor, das durch eine Anregung der „Umschau“ noch wirksam ergänzt wird. Seit einiger Zeit sind nämlich in Goslar auf Betreiben des genannten Vereins in einem Schaufenster der Hauptstraße naturgetreu aus Gips hergestellte und übermalte Pilzmodelle ausgestellt, die durch entsprechende Wegleitafeln als giftig oder essbar kenntlich gemacht sind. Die „Umschau“ regt nun an, auf allen Bahnhöfen der für die Pilzsuche am meisten in Betracht kommenden Wald- ausflugsorte sowie im Walde selbst bei Waldbewirtschaften und Forst- häufern Modelle auszustellen, um einerseits vor giftigen Pilzen zu warnen und andererseits den Sammelreis anzuempfehlen. Eine fabrikmäßige Herstellung solcher Modelle würde nur geringe Kosten erfordern, die jedenfalls zu den hierdurch erzielten Vorteilen in keinem Verhältnis ständen. Außerdem könnte man sich einmal ernstlich mit der Frage befassen, alle Pilze in deutschen Wäldern systematisch auszuerothen und an ihrer Stelle den rationellen Anbau wertvoller Pilze zu betreiben, wodurch allmählich eine völlige Entgiftung unserer Wälder herbeigeführt werden könnte.

Notizen.

— Theaterchronik. Am Freitag kommt in den Kammer- spielen der erfolgreichste Komödiendichter der amerikanischen Bühne Mitchell mit seinem Lustspiel „Jonathan Licker“ zum erstenmal in Deutschland zu Worte. — In der Volksbühne geht demnächst Gorkis „Rachtahl“ neuinszeniert in Szene.

— Kunstabend. Der dritte Sturm-Kunstabend findet am Mittwoch, den 27. Sept. Potsdamer Str. 134a statt und ist August Stramm gewidmet.

— Die Humboldt-Akademie Freie Hochschule veröffentlicht für das nächste Lehrvierteljahr Oktober-Dezember 1916 ihr Verzeichnis von etwa 250 Vortragenden aus allen Gebieten. Besonders Augenmerk ist diesmal auf die Pflege der angewandten Naturwissenschaften und auf die fremden Sprachen gelegt. Besondere Vorlesungen und Führungen sind für die Arbeiter von Groß- Berlin angeordnet.

— Vorträge. In der Urania gelangt am Dienstag zum ersten Male der Vortrag von dem Forschungsreisenden Rudolf Jabel „Die Vagabunden“, zur Darstellung.

— Otto Greiner ist im 46. Lebensjahre gestorben. (Es scheint, als ob der Tod auch außerhalb der Salachfelder reiche Gräber und in ihm entrisse. Denn in allem Handwerkslichen — im höchsten Sinne des Wortes — war er ein unvergleichlicher Meister. Er kam von unten her: der in Leipzig Geborene war in München zum Vithographen ausgebildet worden und fand von dort aus den Weg zur weiteren künstlerischen Ausbildung, später lebte Greiner dauernd in Rom. Seine graphischen Arbeiten stellen ihn den Besten zur Seite; kaum einer hat wie er den Akt mit so viel Leben und Wahrheit dargestellt. Unter Klingsers Einfluß suchte er aber zu großen monumentalen und gedankenerfüllten Darstellungen vorzudringen. Am bemerkenswertesten sind die großen Gemälde „Dionysus und die Sirenen“, „Perkules am Scheidewege“ und „Prometheus“. So bemerkenswert die Details sind, war der Künstler hier doch außer seiner Bahn.

Jans Heimweh.

Eine Geschichte aus dem Wäzland von Selma Lagerlöf. In Erwartung.

Ingenieur Voräus auf Borg machte beinahe jeden Morgen einen Spaziergang an den Landungssteg hinunter, um das Dampfboot ankommen zu sehen, und das war kein Wunder. Er hatte nur einen kurzen Weg durch das schöne Tannen- gebüsch zurückzulegen, und es war beinahe immer jemand auf dem Schiff, mit dem er einige Worte austauschen konnte; das brachte eine kleine Abwechslung in die Eintönigkeit des Landlebens.

Gerade am Rande des Gehölzes, wo der Weg steil zum Landungssteg hinunterführte, ragten einige große nackte Stein- blöcke aus der Erde hervor, und gar oft ließen sich die Leute, die von weit her kamen und auf das Schiff warteten, auf diesen Steinen nieder. Am Landungssteg von Borg gab es immer viele Wartende, denn man war nie ganz sicher, wann das Schiff ankam. Vor zwölf Uhr kam es allerdings selten; aber man war eben doch nicht vollkommen sicher, ob es nicht doch um elf Uhr an der Lände eintraf. Ganz unmöglich war es allerdings auch nicht, daß es ein Uhr oder gar zwei Uhr wurde, bis es dahergefahren kam; wer also ganz sicher gehen wollte und sich schon um zehn Uhr an dem Steg einsand, der konnte möglicherweise den ganzen Vormittag dort sitzen müssen.

Ingenieur Voräus hatte von seinem Fenster in Borg eine prächtige Aussicht über den Loden. Er sah, wann das Dampf- boot hinter der Landzunge vorkam, und ließ sich immer erst zur rechten Zeit am Landungssteg setzen. Er selbst brauchte also niemals auf den Wartenden Platz zu nehmen und warf denen, die dort saßen, nur im Vorbeigehen einen raschen Blick zu.

Aber eines Sommers konnte er nicht umhin, einen kleinen Mann zu bemerken, der mild und freundlich aussah und jeden Tag dort wartend saß. Stets saß er ruhig da und sah gleichgültig drein, bis das Dampfboot sichtbar wurde. Dann sprang er auf, und sein Gesicht leuchtete vor Freude. Er eilte das Ufer hinunter und stellte sich ganz vorne am Landungssteg auf, als ob er mit Sicherheit jemand erwartete. Aber es kam niemals jemand. Wenn das Schiff abfuhr, stand er wieder so allein da wie vorher.

Dann war die Freude aus seinem Gesicht verschwunden, und wenn er sich auf den Heimweg machte, sah er alt und müde aus. Man mußte beinahe fürchten, er habe nicht mehr die Kraft, das steile Ufer hinaufzusteigen.

Ingenieur Voräus kannte den Mann nicht; aber eines schönen Tages, als er ihn wieder dasigen und auf den See hinausstarren sah, künftige er ein Gespräch mit ihm an. Bald hatte er erfahren, daß der Mann eine Tochter erwartete, die von Hause abwesend war und heute heimkommen sollte.

„Wißt Ihr denn ganz gewiß, daß sie heute kommt?“ fragte der Ingenieur. „Ich habe Euch nun zwei Monate lang hier sitzen und warten sehen. Sie muß Euch doch schon öfter ungenauen Bescheid geschickt haben.“

„Ach nein, das hat sie nicht getan,“ erwiderte der Mann sanftmütig. „Sie hat uns keinen unrichtigen Bescheid geschickt, gewiß nicht.“

„Aber ums Himmels willen, was meint Ihr denn?“ rief der Ingenieur etwas heftig, denn er war ein hitziger Herr. „Hier sitzt Ihr und wartet Tag für Tag, ohne daß sie gekommen wäre, und da soll sie Euch keinen falschen Bescheid geschickt haben!“

„Nein,“ sagte der kleine Mann und blickte mit seinen freundlichen hellen Augen dem Ingenieur ins Gesicht. „Das hat sie gar nicht tun können. Sie hat uns überhaupt keinen Bescheid geschickt.“

„Habt Ihr denn keinen Brief von ihr erhalten?“ fragte der Ingenieur.

„Nein, wir haben seit dem ersten Oktober letzten Jahres keinen Brief erhalten.“

„Aber warum kommt Ihr dann hier herunter?“ fragte der Ingenieur verwundert. „Hier sitzt Ihr jeden Vormittag und habt Maulaffen feil. Kömmt Ihr denn nur so von Eurer Arbeit davonlaufen?“

„Ach nein, das ist eigentlich nicht recht von mir,“ gab der Mann zu, lächelte jedoch dabei vor sich hin. „Aber die Sache wird schon wieder in Ordnung nun kommen.“

„Aber seid Ihr denn ein solcher Schafskopf, daß Ihr Euch ohne alle und jede Ursache hierherseht und wartet?“ rief Ingenieur Voräus ganz wütend. „Ihr gehört ins Narrenhaus.“

Der Mann gab keine Antwort. Er hatte die Arme um die Knie geschlungen und saß völlig gelassen da. Das Mädchen

um seine Lippen wurde breiter und breiter, und von Sekunde zu Sekunde sah er siegesgewisser aus.

Der Ingenieur suchte die Kapseln und ließ ihn sitzen. Aber als er halbwegs drunten war, tat es ihm leid, und er lehrte zurück. Er hatte eine freundliche Miene aufgesetzt, alle Bitterkeit, die für gewöhnlich auf den strengen Jüngen lag, war verschwunden, und er reichte dem Manne die Hand.

„Ich möchte Euch nur die Hand drücken,“ sagte er. „Bis jetzt hab' ich gemeint, hier im Dorfe sei ich der, der am meisten an Sehnsucht leidet, aber jetzt sehe ich, daß ich in Euch einen gefunden habe, der mir über ist.“

Die Kaiserin.

Nun war das kleine Mädchen von Skolyha schon zwölf Monate von Hause abwesend; aber Jan hatte noch mit keinem einzigen Wort verraten, daß er Bescheid wußte von allem Großen, das ihr widerfahren war. Er hatte sich fest vorgenommen, zu schweigen, bis sie selbst zurückkommen würde. Wenn Mara Gulla gar nicht ahnte, daß er schon vorher etwas gemußt hatte, dann würde ihre Freude, die Eltern mit all ihrer Pracht und Herrlichkeit zu überraschen, um so größer sein.

Aber hier auf dieser Welt geschieht mehr Unerwartetes als Erwartetes. Und es kam ein Tag, an dem Jan genötigt war, sein Schweigen zu brechen und davon zu reden, wie sich die Sache verhielt. Es war nicht um seiner selbst willen, nein, er hätte seine zerrissenen Kleider gerne noch weiter getragen und die Leute glauben lassen, er sei nichts als ein armer Häusler. Um des kleinen Mädchens selbst willen war er genötigt, das große Geheimnis zu offenbaren.

Eines Tages war er wieder unten am Landungssteg ge- wesen und hatte auf seine Tochter gewartet. Denn jetzt, er hatte es sich nicht versagen können, jeden Tag hinunter an die Landungsstelle zu gehen, um seiner Tochter Heimkunft mit anzusehen, und das konnte sie ihm doch auch nicht übelnehmen.

Das Dampfboot hatte eben angelegt, und er hatte ge- sehen, daß Mara Gulla wieder nicht darauf war. Er hatte allerdings geglaubt, nun könnte sie doch wohl mit allem fertig sein und sich auf den Heimweg machen; allein es waren wohl neue Hindernisse aufgetaucht, wie schon den ganzen Sommer hindurch. Wer so viel zu überwachen hatte, der konnte auch nicht leicht abkommen. (Fortf. folgt.)

